

“Mundart ist die Sprache, in der man Witze erzählt, träumt und verliebte Whatsapps schreibt”



Kuno Lauener



Gülsha Adilji



Marc A. Trauffer



Renato Kaiser

Die Schweizer Mundart ist allgegenwärtig – im Beruf, in der Politik, in der Werbung, den elektronischen Medien. Nur unsere Künstler begegnen ihr mit Vorurteilen. Dabei ist der Reichtum der Mundart unübertroffen, **meint Bänz Friedli**

Zuallererst ist die Mundart ein Zuhause. In ihr fühlt man sich wohl, weil die «Ankeschnitte» mehr ist als ein Butterbrot. In der «Ankeschnitte» schwingt die Erinnerung daran, wie «ds Grossmueti» Butter auf eine Brotscheibe schmierte und dann Salz und Zucker darüber verstreute, selten sogar an der Bircherraffel geriebene Schokolade.

Wobei dies nur meine Erfahrung ist – weil Sie womöglich ganz anders zum Butterbrot sagen? Ich lernte als Berner in Zürich ja auch, in der Bäckerei «es Stuck Wäae» zu verlangen, wenn mich nach «e ne Bitz Öpfuchueche» gelüstete. Denn in der kleinen Deutschschweiz reden wir ein und dieselbe Sprache in vielen Färbungen.

Ein Wunder, dass wir uns überhaupt verstehen. Fremde staunen, dass das «Gröibsch» und das «Bätzgi» identisch sind, nur halt einige Kilometer voneinander entfernt.

Mundart ist allgegenwärtig, in der Schule, am Radio, in Werbung, Hitparade, Politik. Wir alle brauchen sie mit schierer Selbstverständlichkeit. Und weil man Geläufiges achtlos behandelt, nehmen wir oft nicht wahr, wenn in der Mundart Herausragendes geschaffen wird: Wir überhören, dass, was so vertraut klingt, grosse Kunst ist. Für Texte wie «Schatteboxe» gebührte dem Sänger von Züri West, Kuno Lauener, längst ein Literaturpreis: «D Sunne schiint dür d Store uf mis Pult / u malt es chliises Vieregg druuf us Guld / chasch es mitnäh, wes dr gfallt, de chasch es ha / du muesch mr nüt erkläre, we d wosch

gah.» Wie er die Präzision in der Unschärfe findet, wie er mit blossen Skizzen grosse Stimmungsbilder malt: pure Poesie!

Der Dialekt sei halt ideal, um Gefühle auszudrücken, wird der Erfolg des Mundartpops oft erklärt – Mundart als Sprache des Herzens. Das greift zu kurz. Mundart ist schlicht die Sprache, die uns am leichtesten fällt. Selbst diejenigen Deutschschweizer, deren Hochdeutsch flott klingt, müssen innerlich fortwährend übersetzen. Hochdeutsch bleibt Fremdsprache. Mundart ist auch Kopfsprache, in ihr können wir uns am genauesten ausdrücken. Oft hält sie für Ähnliches verschiedene, lautmalerisch suggestive Ausdrücke bereit: «Chosle», «chöötze» und «gööt-sche» bedeuten, wie wir mit einer Flüssigkeit spielen, sie verschütten, womöglich eine

Sauerei anrichten. Ich wüsste keine hochdeutschen Wörter dafür.

Mundart ist die Sprache, in der man Witze erzählt, träumt, verliebte WhatsApp-Nachrichten schreibt. Doch sie bedeutet nicht zwangsläufig Gefühlsduselei. In Mundart sind uns Schattierungen möglich, wie sie für Bob Dylan im Amerikanischen, für einen Bayern in seiner und für eine Punjabi in ihrer Muttersprache möglich sind. Eines jeden Menschen Sprache spiegelt seine Persönlichkeit, seine Geschichte. Walter Liethas Bündnerisch erzählt von einer Zeit, den 1970er Jahren, da junge Aussenseiter in der Schweiz um einen eigenen Heimatbegriff rangen. Seine Lieder,

Fortsetzung Seite 67

Buchmesse

Frankreich zu Gast in Frankfurt **66**

Alicia Vikander

Der Hollywood-Star über die Schweiz **69**

Krise in Basel

Museen in schiefer Finanzlage **71**

Erfundene Zitate

Churchill sagte nie «No sports» **73**

Mundart...

Fortsetzung von Seite 65

seien sie noch so privat, zielen immer auch auf die Gesellschaft.

Wer Gülsha Adilji zuhört, der forschen TV-Frau, die sich neu auf die Kleinkunstbühnen wagt, hört nicht nur, wie eine St. Gallerin mit albanisch-türkischen Eltern klingt, er vernimmt die Stimme einer Generation, wird mit Intimrasur konfrontiert und lernt, was es bedeutet, wenn die 31-Jährige eine digitale Hurligbekenntschafft auf der Dating-App Tinder nach links oder nach rechts «swipet». All dies mit umwerfender Unverblümtheit. Kein schriftdeutscher Coming-of-Age-Roman könnte es mir besser erläutern.

Satire aus der Ostschweiz

Erfrischend ist, dass sich die verfeimten Ostschweizer Dialekte emanzipiert haben. Renato Kaiser hat eine eigene Haltung und eine ureigene Sprache. Sein Mix aus Stand-up-Comedy und Spoken Word ist zum Krummlachen und macht dennoch nachdenklich. Satire im besten Sinn, journalistisch recherchiert und dadaistisch dargebracht. Kaiser lebt zwar in Bern, stammt aber hörbar aus Goldach (SG). Dem Rap und der Slam Poetry ist es zu verdanken, dass die Dominanz des Berndeutschen gebrochen wurde, über die sich Franz Hohler schon vor 50 Jahren mit seinem «Totemügerli» lustig machte - freilich, ohne dass die Berner es gemerkt hätten. Von Ernst Balzlis Gotthelf-Hörspielen auf Radio Beromünster bis hin zu Patent Ochsner baute der Dialekt über Jahrzehnte seine Vormachtstellung auf. Zuletzt war Berndeutsch Synonym für Schweizer Popkultur. Worauf Basler, Bündner und Luzerner Rapper den Weg bereiteten, auf dass niemand mehr sich seines Tonfalls schämen musste. Selbst das Schaffhauserdeutsch wurde befreit: Vor 25 Jahren noch sangen die Bands der Stadt - Eugen, Die Aeronauten, The Pride - Hochdeutsch und Englisch. Heute pflegt das Soul-Quintett Min King den eigenen Dialekt. Philipp Albrecht singt wortspielerisch wie ein Slam-Poet: «Woher chömed die Gedanke bloss / Ich wär so gern gedankelos / Wie wür ich die Gedanke los?» Grosses Songwriting.

Mundartkultur boomt. Musicals wie «Mein Name ist Eugen» pflegen die Mundart mit Sorgfalt und Schalk, am Zürcher «Hechtplatz» feiert die Revue «Sgt. Pepper» die Beatles auf Schweizerdeutsch - Musikkabarett vom Feinsten. Und doch haftet der Mundart noch immer der Ruch des Zweitklassigen an. Ein Mundartroman muss zuerst beweisen, dass er Literatur ist. Und die grossen Theater meiden die Mundart. Sogar «Verdingbub» wird im Oktober am Stadttheater Bern in Hochsprache uraufgeführt. Mit gewissem Dünkel überlassen unsere grossen Kulturhäuser die Mundart den Laienbühnen, dem sogenannten Volkstheater - wo fernab von Fördergeldern und Feuilletonaufmerksamkeit Grosses geleistet wird, so vergangenen Sommer auf der Moosegg im Emmental.

Mundart ist nicht «niedere» Sprache. Und wer meint, Hochsprache sei stets hochste-

Der Untergang unserer Dialekte wird seit 120 Jahren beklagt. Doch sie gehen nicht unter, sie verändern sich nur.

hend, höre sich das oft haarsträubende Deutsch unserer Parlamentarier an! Je besser Mundartkunst aber gemacht ist, und das ist das Perfide, desto weniger hört man es ihr an. Das Leichte ist schwierig, und wer meint, Pedro Lenz plaudere so daher, irrt. Der auf seinem Erfolgsroman basierende «Der Goalie bin ig» war wohl der letzte Schweizer Film, in dem Mundart so authentisch gesprochen wurde, dass es gar nicht auffiel. Wohingegen die Dialoge in TV-Filmen wie dem Luzerner «Tatort» oft papierern klingen.

Der Untergang unserer Dialekte wird seit 120 Jahren beklagt. Doch sie gehen nicht unter, sie verändern sich nur. Wobei es keine «falsche» oder «richtige» Mundart gibt. Alles Gesprochene ist Mundart, auch der Satz: «Ey, schriibsch mich Föteli mit Handy, wänn gaasch Feriä im Serbie?», unlängst in Albisrieden aufgeschnappt.

Es mag bedauerlich sein, dass jüngere Leute Ausdrücke wie «Suurnibel» für Griesgram nicht gebrauchen, dafür schöpfen sie täglich neue. Sprache lebt. Und der grösste Irrtum ist, eine Mundart aus der Enge bedinge kleingeistiges Denken. Man kann die grosse Welt deuten, indem man die kleine literarisch beschreibt wie Andreas Neeser das Aargauer Ruedertal und Ernst Burren den Solothurner Heimlisberg.

In der Popmusik wird Mundart indes für weltferne Heimattümelei missbraucht. Der Brienzer Sänger Trauffer, allen voran, zimert sich ein Land, in dem «dr Pöschler zum Gruess mitem Huet schwingt» und wo «bim Wasserfall dr Frühligsgletscher i ds Tal toset». Fazit: «Hie bini gebore, da ghören i hi.» Im entsprechenden Video fährt er nostalgisch gekleidet im Oldtimer vor. Bloss hat es die Schweiz, die er besingt, nie gegeben. Und sein Berndeutsch gibt nur vor, original zu sein: «Hie löst me Problem, indäm me redt mitenang.» Kein Oberländer würde den Germanismus «indäm» verwenden. Just diejenigen, deren Songs die Schweiz am heftigsten idealisieren - Trauffer, Bligg, Gölä -, gehen mit der Mundart am schluderigsten um.

Aus dem Frutigtal in die Welt

Sei's drum, im deutschen Schlager, dem amerikanischen Country und dem italienischen Canzone gibt es auch Heimatkitsch. Man rechnet sich halt aus, dass das Lokale in Zeiten globaler Verunsicherung an Bedeutung gewinnt, und setzt darauf. Da höre ich lieber den Jugendlichen auf der Strasse zu, die flink und kreativ mit Sprache umgehen. Auf die Zensur am amerikanischen Radio anspielend, wo jeder derbe Ausdruck mit einem Pfeifton übertönt wird, heisst es da etwa: «Du bisch so ne ver-beeps-te Beep, i chönt dir dr Beeps ver-beeps-e!»

Jeder Mensch hat einen Ursprungsort, der ihn prägt. Für die 1973 verstorbene Maria Lauber war es das Frutigtal. Dort, im Kleinen, schuf sie grosse Literatur. Ihr Schreiben war getragen von der Melodie ihrer Sprache, die wiederum die Topografie der Landschaft spiegelte. Doch darob überhöhte Lauber weder Sprache noch Herkunft, sondern nutzte ihre Mundart als Mittel der Weltoffenheit: «Ischt net mys Tal emitts, mitts i der Wält?», schrieb sie. Der Liederabend, den der Songwriter Trummer und die Jazzsängerin Nadja Stoller aus Laubers Texten schöpften, ist das Berührendste, was es derzeit an Mundartkunst zu erleben gibt.

Denn immer hat Sprache mit Identität zu tun. Wer sich aber selber wirklich kennt, fürchtet das Fremde nicht.

Bänz Friedli ist künstlerischer Leiter des Mundartfestivals Arosa Lenzerheide. Es findet vom 12. bis 15. 10. statt. www.mundartfestival.ch



Sternstunde der Mundart im Kino: Die Verfilmung von Pedro Lenz' «Der Goalie bin ig».